Der Rausch als poetisches Motiv.

„Wein und Saitenspiel erfreut das Herz.“ Selbst der streitbare Moralist des Alten Testaments, Jesus Sirach, kann diese Weisheit nicht leugnen, die so alt ist wie die Kunst, aus Reben Wein zu keltern und die andere, zu singen und zu sagen. Griesgrämige Leute haben neuerdings angesichts der ausgesprochenen Neigung des Gaudeamus-Sängers Viktor Scheffel und seiner Geistesverwandten, die Poesie, welche dem Weine, dem Rausche des Trinkers entblüht, zu feiern, als eine besondere Eigenschaft des deutschen Wesens darzustellen gesucht. Puritaner haben achselzuckend von einer Poesie der „rothen Backen und rothen Nasen“ gesprochen und diese Lyrik als eine Beschönigung des schnöden Lasters der Trunksucht hinzustellen gewagt. Dieser Ansicht gegenüber, welche die Liebe zum Wein, und die Lust an der erhöhten Lebensstimmung, die dem goldenen Rebenblute entquillt, für ein Nationallaster der Deutschen erklärt—und von bestimmten Gesichtspunkten aus läßt sie sich mit Recht geltend machen — kann jedoch die ästhetische Weltbetrachtung diese Eigenschaft nur als Nationaltugend preisen. Ein Volk, dem der Drang, zu singen und zu dichten, inne wohnt, wird allezeit auch die erfrischenden und begeisternden Kräfte schätzen, welche den Wein so zaubermächtig erscheinen lassen. Und dies ist keine Lehre der nächsten Gegenwart; es lehren uns die Anfänge aller poetischen Kunst, wie sie uns in den dem Bacchus geweihten Huldigungsfesten entgegentreten. Aus den Wechselgesängen, die im Bachuskult frühe bei den Griechen aufkamen, entstanden die ersten Formen des antiken Dramas und nach dem Bock (tragos), der als Weinverwüster dem Gotte geopfert wurde unter Absingung von jenen Liedern (Oden), erhielt die höchste Form, in der sich die Poesie überhaupt ausdrücken kann, die Tragödie, ihren Namen. Schon unter den ältesten kunstgerechten Liedern der Griechen finden wir solche, welche neben dem Muth und der Liebe, und höher als beide, den Wein und seine Segnungen preisen. Kein Späterer hat die Wonne, die wir dem Bacchus verdanken, so herrlich geschildert, so dankbar gepriesen, wie Anakreon und in hundert Liedern, wie sie die Jugend des perikleischen Zeitalters sang, variirte das Thema des schönen Gedichtes des Jon „An Bakchos“:

Bakchos, den Alles verehrt, was den
epheuumsponnenen Stab schwingt,
Du bist Ablaß und Quell' jeglichen
Wechselgesprächs.
Volk und Fürsten von Hellas erfreu'n
sich an Fest und Versammlung
Erst, seitdem aufwärts sich rankte die
Rebe vom Grund.
— — — — — — —
Ihm entstammen als Kinder: die Festlust, Reigen und Frohsinn.
Wo die Quellen des Glücks zeigt uns als
König der Wein.
Preis und Heil Dir, Bakchos, Du Wonne
der festlich bekränzten
Zecher, Du Obmann und Fürst jeglichen heitren Gelags,
Förd'rer des Guten und Schönen—o laß
uns, so lange wir leben,
Trinken und scherzen und laß redlichen
Sinnes uns sein.

Nicht in Germanien also ist die Heimath der poetischen Verherrlichung der trunkenen Stimmung zu suchen. Im Gegentheil schließt die altdeutsche Poesie diese Gattung der Lyrik fast gänzlich aus. Beinahe scheint es, daß die Trinkkraft der alten Deutschen die Lust am Trinken für eine zu selbstverständliche Sache nahm, als daß sie eines besonderen Preises bedürfe, und sich begnügten, sich die Paradiesesseligkeit in Walhalla auszumalen als ein endloses Zechgelage, bei welchem die schlachtenkundigen Walküren den Helden als Schenkinnen dienten. Aus den Heimathgefilden der Poesie überhaupt, aus Griechenland, aus dem Orient ist den Deutschen der Muth gekommen, die Freude am Wein im lyrischen Kunstgedicht auszujubeln. Von Sonnenaufgang, wo der Weinstock zuerst sich emporrankte, kam uns auch zu das Weinlied. Was zuerst deutsche Kunstdichter der Neuzeit zum Lobe des Weines sangen, Martin Opitz, Gleim, Hagedorn, Lessing, war Nachahmung lateinischer und griechischer Vorbilder. Im „Westöstlichen Divan“ finden wir, abgesehen von einigen volksliedmäßigen Studentenliedern, die Weinpoesie Goethe's. Den Dichtern des Ostens lauschte dann Bodenstedt, der deutsche Mirza-Schaffy, die Weisen ab, welche den Wein als Weisheitsquell preisen und verkünden, wie sehr verwandt der Weinesrausch mit dem Rausche der Liebeslust ist. Denn wie in Griechenland das Evoe, wurde im Orient der Preis der Schenke und — des Schenken Seele der lyrischen Dichtkunst. Gerade weil der Koran den Genuß des Weines verbot, wurde er so bedeutsam für einen Hafis, einen Omar Chajjam, einen Hariri. In den Makamen des letzteren, welche Rückert in seiner wunderbar gelungenen Uebersetzung „Die Wandlungen des Abu Seid von Serug“ genannt hat, tritt der Gegensatz zwischen der Enthaltsamkeit des gläubigen, kultusstrengen Moslem und der Trinkerlust des fröhlich dahinsündigenden Poeten geradezu als poetisches Motiv uns entgegen. Der Eulenspiegel des Orients — einen solchen muß ich Abu Seid nennen — dessen Geist in tausend Funken sprüht, wenn er sich mit seinen arabischen Glaubensgenossen zum „Semer“, dem Mondscheingespräch der Wüste vereint, preist im Weine die Macht, der er diese Begeisterung verdankt.

Denn Wein ist der Glättstein
Des Trübsinns, der Wetzstein
Des Stumpfsinns, der Brettstein
Des Sieges im Schach.
Ja Wein ist der Meister
Der Menschen und Geister,
Der Feige macht dreister
Und stärket was schwach;
Der Krankes gesund macht,
Hohlwangiges rund macht,
Verborgenes kund macht
Und Morgen aus Nacht.

So ist der Genuß des Weins, der Sorgen brechende, vom Zwang der Convenienz befreiende Rausch der Sinne, in welchen dieser uns versetzt, der nur den Gemeinen zum Thier, den Edlen aber zum Halbgott wandelt, eine heilige alte Quelle der Poesie, und es ist nur die Ausübung eines unveräußerlichen Rechts, wenn immer auf's Neue die Dichter der nachwachsenden Geschlechter dem Preise des Weines ihre Lieder weihen. Es ist Naturgesetz, wie dies einer der glänzendsten Kündiger von des Weines Macht und Herrlichkeit, Friedrich Hornfeck, geistvoll begründet hat:

Vergänglich ist Alles auf Erden,
Die Strahlen des Lichtes zumeist,
Wenn sie im Weine nicht werden
Zum Alles bezwingenden Geist. —
Wer dächte wohl je noch der Sonne,
Vom Jahrgang Sechzig und eins,
Wär' sie nicht gebannt in die Tonne
Als Seele des köstlichsten Weins.

Und perlt sie dann mild durch die Kehle
Des durstigen Zechers, entfacht
Sie tief in der träumenden Seele
Gedanken voll schimmernder Pracht—
Dann hat sich der Kreislauf des Lichtes
Vollzogen in edelster Art;
Der irdischen Gluth des Gedichtes
Sind himmlische Flammen gepaart.

Der Wein erquickt des Menschen Leben; aber, fügt der treffliche Jesus Sirach hinzu—so man ihn mäßiglich trinkt. Alle Lust, wenn sie übertrieben wird, entartet, und was im Aufblühen schön war, ist dann häßlich und ekel. Die poetische Kunst bedarf der Gegensätze zu ihren Wirkungen und zieht deshalb, aber auch nur aus diesem Grunde, auch das Häßliche in ihr Bereich. So ist denn auch der Rausch in seiner Entartung frühe schon von den Dichtern als poetisches Motiv verwendet worden, sobald die Dichtkunst zur objektiven Wiedergabe des wirklichen Lebens emporgedrungen war. Wenn in Folge der Wirkung des Weines das Blut rascher durch die Adern und empor rauscht zum Haupte, wo es die Phantasie mächtig erregt, die Bedenklichkeit aber einschläfert, fühlt sich zwar der gesund und edel geartete Mensch für alles Schöne und Hohe begeistert und zur Wahrheit und Freiheit gedrängt—bei dem schlimmen Menschen aber ist die Wirkung die entgegengesetzte. Alle niedrigen Triebe seines Wesens treten grell und deutlich an den Tag. Dem Heuchler fällt die Maske vom Antlitz; der Rohe zeigt sich in seiner entfesselten Brutalität....

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor vom Rausch bemeistert,
Wenn er trinkt—wird er betrunken,
Trinken wir—sind wir begeistert,
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen
Und von Gluth sind wir durchdrungen
Und von Schönheit sind wir trunken.

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zum Schmutz
wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt, und Jedermann zu Nutz wird.
(Bodenstedt.)

Dergestalt gestattete die Art des Rausches Rückschlüsse auf das Wesen des Trinkers. In Plato's „Symposion“ finden wir den Weisesten und den Schönsten der Griechen einander gegenübergestellt: Sokrates, den gesetzten Mann, dessen klarer Geist von keinem noch so schweren Trunk aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann und den jungen enthusiastischen Alkibiades, beide unter dem Einfluß eines anhaltenden Gelages. Alkibiades ist trunken: Rebenzweig im Gelock, ist er aus dem Kreis ausgelassener Gesellen, von zwei blumengeschmückten Flötenbläserinnen geführt, in denjenigen seiner ernsten Freunde gekommen, die sich geeint haben, beim Wein Jeder ein Wort des Preises auf Eros, den Gott der Liebe und der Freundschaft zu sagen. Und der Rausch des Alkibiades offenbart sich nur schön und anziehend in einer gesteigerten Thätigkeit des Geistes. Seiner enthusiastischen Neigung zu Sokrates leiht er Worte, wie sie die Nüchternheit nie auf seine Lippe hätte kommen lassen. Ganz anders äußert sich der Rausch beim Cyklopen Polyphem. Dem großen Dichter, den wir Homer nennen, galt es, in diesem Ungethüm ein rohes Geschöpf mit gewaltiger physischer Kraft, aber ohne geistige Stärke zu zeichnen, der dem überlegenen Geist des körperlich schwächeren Odysseus unterliegt. Sein Geist vermag der Macht des Weines keinen Stand zu halten; ihn macht der Rausch träge und schwach und versetzt ihn in einen stumpfsinnigen, todtähnlichen Schlaf. Wie hier hat Homer in seiner poetischen Technik wiederholt den Rausch als Motiv verwendet. Bleibt es auch nur der kühnen Conjektur überlassen, die Verwandlung der Gefährten des Odysseus in Schweine nach dem Genusse der Zaubertränke der Circe, deren Wirkung Odysseus allein nicht verfällt, in dieser Richtung zu interpretiren, so ist der Gegensatz der vom schwelgerischen Mahle trunkenen Freier zu dem rächenden Odysseus, zu den nüchtern biederen Hirten, zu der treu häuslichen Penelope ein offenbar beabsichtigter, der wesentlich zu der packenden Wirkung des Schlusses von Odysseus' vieljähriger Irrfahrt beiträgt.

Eine solche objektive Verwendung des Rausches in der Poesie finden wir natürlich nur, wo sich dieselbe auf realistischer Grundlage bewegt und im bürgerlichen Genre mehr, als im heroischen. Nur von Leidenschaft trunken zeigen sich die Personen der antiken Tragödie; das Satyrspiel aber setzt ihre Trunkenheit in direkte Beziehung zur berauschenden Macht des Weins. Erst das moderne Drama hat die Vereinigung des komischen und tragischen Styls gefunden und so sehen wir denn auch bei Shakespeare neben der jungen Heldenfigur Heinrichs des V. den Silen Falstaff sich recken, und diesen Gegensatz verwandt zur poetischen Verklärung, wie die platte Trunkenheit der Studenten in Goethe's Auerbach-Kellerscene und die materiellen Wünsche, die sie gegen Mephistopheles äußern, poetisch kontrastiren zu dem hohen idealen Lebensdurst des Faust und den sinnlich-übersinnlichen Begierden, die diesen der Macht des Höllenfürsten überliefern. Je realistischer die Kunst wird, je mehr sie kühn und verwegen ihren Stoff aus dem vollen Leben heraus-greift: eine um so größere Rolle sehen wir auch die kleinen Triebe und niederen Begierden in ihrem Lebensgemälde spielen. Das sehen wir ebenso in den spanischen Schelmenromanen wie in den Anfängen des englischen Romans, wir beobachten es im „Simplicissimus“ nicht minder als in den Fastnachtspielen Hans Sachsens und der Meistersinger. Ihrer idealen Mission uneingedenk sieht man gegenwärtig viele Dichter nur in der trivialen Schilderung des Gemeinen ihre letzte Aufgabe suchen. Ja, der neueste Naturalismus in Frankreich scheint sogar nur den Schmutz und die Entartung des Lebens für seine Domäne zu betrachten, so sehen wir in Zola's „Assomoir“ die Stadien des stumpfsinnigen Säuferwahnsinns in aller Ausführlichkeit und in nackter Naturtreue geschildert: nicht um eines poetischen Kontrastes, sondern um der Wirkung des Häßlichen selbst willen. Sehr erquicklich berührt dem gegenüber die Art, wie der dänische Dichter Molbech den Rausch als poetisches Motiv—auch um seiner selbst willen und nicht des Gegensatzes wegen—verwandt hat. Hier tritt der Rausch im Rahmen des Drama's ganz unmittelbar lyrisch auf. Ambrosius, selbst ein Dichter, vom Wein berauscht, bekennt dithyrambisch seine Liebe zu dem Edelfräulein, was er in nüchternem Zustande nun und nimmer gewagt haben würde:

Der Wein erquickt den Zecher
Und macht ihn froh und frei,
Doch wenn geleert der Becher,
Ist auch die Lust vorbei.
Musik und muntrer Sang
Schnellt hoch des Herzens Drang,
Doch schnell entflieht die Freude schon
mit dem letzten Klang.

Nein mehr als goldne Reben
Und herrlichste Musik,
Preis' ich der Liebe Weben
Und ihren Sonnenblick.
Ein Wort und sie entstand
Und loh't empor zum Brand
Doch kann sie nie erlöschen bis an des
Grabes Rand.

So singt Ambrosius und trinkt und erzählt dann der Versammlung das Märchen von seiner Liebe.

* * *

Den Gegenstand seiner Liebe möchte der Mann stets frei von den Schwächen sehen, die dessen Schönheit und Anmuth gefährden. Selbst den berauschten Zecher kann der Anblick eines berauschten Weibes ernüchtern. Goethe's Christiane soll von diesem wiederholt trunken gesehen worden sein, aber zum Liebe hat der Anblick ihn nicht begeistert. Wohl aber scheint mir der Mythos, daß Orpheus von trunkenen Bachantinnen getödtet worden sei, sagen zu wollen, daß Trunkenheit des Weibes der Tod der Poesie ist. Erst nachdem sie der Held ihrer Liebe verlassen, warf sich Ariadne dem Bacchus in die Arme. Den Weinrausch eines Weibes findet man in den klassischen Zeiten der Poesie schwerlich als poetisches Motiv verwerthet. Erst die allerneueste Zeit hat in einer Dame — Helene von Engelhardt — eine Sappho des Weines erstehen sehen und zwar eine sehr talentvolle. Das vor Jahresfrist bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienene „Wein-Album“ enthält Offenbarungen einer kraftvollen Trinkerseele von hohem poetischen Können und originaler Prägung. Man traut seinen Augen kaum, wenn man das Buch „dem Gatten“ einer Dame gewidmet sieht, so burschikos und verwegen, so kühn gedacht und keck ausgeführt sind die Gedichte. Es steigert nicht den Werth des Gedichts, aber es erhöht das Interesse an ihm, wenn wir von einer jungen Frau an den Gatten auf der Hochzeitsreise einen Vers wie den folgenden gerichtet sehen:

„Schenk' ein, schenk' ein, den Feuerwein,
Weil wir so jung beisammen sind....
Schon dämmert gold'ner Frühroth-
schein,
Der Lerche Jubelruf beginnt.
Das Heute erwachet, so strahlend, so
mild,
Wir kennen kein „morgen“, das „heute“
nur gilt,
Wir zählen nicht Tropfen, wir schlürfen
den Trunk,
Dieweil wir beisammen, so jung, so
jung!“

Aber nicht nur das dichtende Weib hat sich ganz neuerdings erst der Lyrik des Rausches bemächtigt, auch der männliche Schriftsteller hat erst in diesen Tagen den Versuch gewagt, das von Wein berauschte Weib der Dichtkunst zu „erobern“. Der Realismus des englischen und amerikanischen Romans konnte freilich schon früher der Neigung der Engländerinnen für spirits nicht aus dem Wege gehen. Dickens konnte das Londoner Straßenleben nicht schildern ohne betrunkene Weiber als Staffage. Der Sittenzeichner der Seinestadt mußte der von Sinnenlust überregten Kokette den schäumenden Champagnerkelch in die Hand geben. Die leichte Literatur spielte ohnedies von jeher mit diesen Nachtseiten, so auch die Operette. Aber überall tritt hier der Rausch des Weibes nur episodisch auf, nicht bestimmend eingreifend in den Verlauf der Fabel. Jener oben bezeichnete allgemeine Widerwille gegen diese Erscheinung schreckte bisher wohl auch die Poeten von der realistischen Observanz davon ab, es zu versuchen. Vielleicht war es gerade das Schwierige, das Riskante dabei, was Hans Hopfen nun neuestens bewogen hat, den Versuch zu wagen. Seit einigen Wochen liegt uns von diesem Autor ein neues Werk vor: „Die Einsame“ — ein Roman mit dem Nebentitel: „Zwei Novellen in einer“*). Hopfen wandelte ja von je seine besonderen Wege, u. hier scheint er sich dies ganz nachdrücklich vorgenommen zu haben. Denn aus dem Schlußkapitel geht hervor, daß wenn er den Gesetzen der Composition und der Schönheit in seinem Roman wiederholt ein Schnippchen geschlagen, das absichtlich geschehen. Der Roman ist ein psychologisch vertieftes Charaktergemälde, das eine weibliche Figur von bestrickendem Wesen, aber unglücklichen Anlagen zur Heldin hat, deren verhängnißvollste die ist, daß eine dämonische Macht sie treibt, das Glück der Liebe Anderer zu zerstören, ohne es sich selbst gewinnen zu können. Der Roman ist fesselnd geschrieben; da er aber mehr von peinlichen Dingen und unliebenswürdigen Menschen als von angenehmen handelt, so packt er mehr durch Vorzüge der Technik als der poetischen Substanz. Als ein Triumph der ersteren erscheint mir nun die Kunst des Dichters, die Hauptwendung im Schicksal der Heldin auf einen Rausch derselben und dessen Folgen zu begründen, ohne den guten Geschmack zu verletzen. Das Nachdenken über die literarische Bedeutung dieses Schrittes regte in mir die in dieser Plauderei zusammengefaßten Betrachtungen an, die ich niederschrieb, um statt einer Inhaltsangabe des Hopfen'schen Romans mit einer Empfehlung von dessen Lektüre zu schließen. Wenn es aber auch dem Autor in diesem Falle gelungen ist, den Rausch als poetisches Motiv mit Glück zu verwerthen, so bleibt doch das Wort des wegen seiner trefflichen Weisheit nicht hoch genug zu schätzenden Jesus Sirach zu Recht bestehen: „Ein trunken Weib ist eine große Plage!“

Johannes Proelß.

*) Dresden, Heinrich Minden. 2 Bde.

Kleine Culturbilder aus Wien.

Von Friedrich Schlögl.

Der letzte Gast.

Wer könnte das lustige Bild der „Fliegenden Blätter“ je vergessen, wenn er es damals lachend beschaute, wo ein echter, dickbäuchiger baierischer Bier-Philister allein und nachdenklich vor seinem Krug sitzt und, während im Hintergrunde schlaftrunkene Mägde gähnend und überdrüssig die Geschirre ausschwenken, er vor sich hinmurmelt: „Jetzt is's Zwölfe, da trink i no a Maßl und nachher — geh i no lang nit furt.“ Der letzte Gast! Wie lästig er dem armen, geschundenen, „hundsmüden“ Dienstpersonale ist! Wie er allabendlich gefürchtet wird! Kümmert's ihn? Fällt ihm nicht ein, sich um die Leute zu scheren. Er bleibt, so lange es ihm beliebt. Immer als Letzter....

Der Beruf des „Zeitungsmenschen“ bringt es mit sich, daß er meist erst um jene mitternächtige Stunde zu einem flüchtigen Imbiß und einem stärkenden erfrischenden Schluck gelangen kann, wenn die übrigen sich normal benehmenden Zeitgenossen mit ihrem Vesperbrod und ihrer gewohnten Libation längst fertig geworden und im Heimwege auf der Suche nach ihren häuslichen Pfühlen begriffen sind. Da stürmt Unsereiner noch rasch in eine gastliche Schenke, verschlingt wie eine Wüsten-Hyäne oder Steppen-Wolf was vorräthig und was zu finden, gießt sich hinter die Cravate ein „gespritztes Achtel“ oder ein Glas „Pils“, begleicht im Nu die Zeche und eilt fort. Der Gargon ist in solchen Fällen häufiger mitleidiger, als wir es selbst mit uns sind und meint begütigend: „Warum tummeln S'Ihner denn gar so? Is ja no Zeit! Wird ja no nit geg'sperrt! Sitzt ja der no da!“ Man sieht sich um, also nicht ganz allein? Nicht der Einzige und der Letzte? In der Ecke dort ist wirklich noch ein Gast — mutterseelenallein — man fände demnach noch Gesellschaft, könnte demnach ein Gespräch beginnen und hätte Zeit, einen Doppelliter zu trinken, bis sich der Compagnon entfernte, aber — man geht lieber und läßt dem lallenden Zecher den Ruhm, der „letzte Gast“ zu sein. Seine Studien jedoch kann man an derlei Exemplaren — den „Wirthshaus-Spätlingen“ — machen.

Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Das heißt: je nach der Gattung, denn der Bierkrinker und der Weintrinker sind himmelweit von einander unterschieden. Der angetrunkene „Bier-Plemperer“ wird, nach dem Charakter des von ihm massenhaft vertilgten Stoffes, schließlich langweilig, faul, schlapp, schläfrig und stammel in abgerissenen, unzusammenhängenden Sätzen nur mehr unverständliches, confuses Zeug. Er fühlt sogar, daß er des Guten mehr als zuviel gethan und daß es die höchste Zeit wäre, nach sieben- und achtstündigem Sitzen auf harter Bank, in rauchvoller, dicker, erstickender Atmosphäre und nach übermäßiger Durchtränkung seines „innern Ich“, sich endlich zu erheben und heim zu wanken. Aber erist, wieder Terminus technicus lautet, ein „Pikan“, er kommt nicht vom Flecke, er kann sich von der liebgewordenen, angewöhnten Stelle seines Trink-Asyls nicht trennen, es überkommt ihn bereits jene fatalste Stimmung des perfecten Zechers, die die Fachgelehrten dieser Wissenschaft „die durstlose Ueberdrüssigkeit“ oder auch „den Ueberdruß der Durstlosigkeit“ (ein entsetzlicher Zustand, ärger als der heftigste Fieberdurst*) nennen; er betrachtet das halbgefüllte, schaumlose Krügel mit einer Art von Widerwillen, und er ist nahe daran, vor dem „Gesöffe“ Ekel und Abscheu zu empfinden. Trotzdem leert er den Rest, zuckt die Achseln in die Höhe, seufzt ein paarmal recht hörbar, schüttelt den Kopf hin und her, brummt einiges in den Bart und — ruft dann: „Karl! Noch ein's! aber kein Hansel! Es kommt jetzt 's letzte!“ Ach, es ist noch immer nicht das letzte. Die Scene wiederholt sich sogar.

Dennoch ist der Biertrinker, im Ganzen genommen, friedfertiger Natur. Er sucht, wenn er das zuträgliche Maß überschritten, keine Händel, er beginnt keinen Streit, keine Stänkereien, ihm ist nur darum zu thun, Anlaß und Gelegenheit zu finden — so lange als überhaupt möglich im Wirthshause zu bleiben. Es zwingt ihn zu solchem Verlangen nicht die Furcht vor Hader mit einer ehelichen Xantippe, kein häusliches Kindergeschrei erwartet ihn, es nöthigt ihn nichts hier zum Ausharren bis „Schluß des Lokales“ es animirt ihn kein anregender Discurs mit vernünftigen Personen, es verführt ihn nicht die Anwesenheit einer schmucken Kellnerin, kein beabsichtigtes, verabredetes „Techtelmechtel“ mit der Aufschreiberin oder der drallen Mehlspeisköchin, mit der nach Feierabend zu schäkern wäre, Nichts von alledem! Eine unbekannte, undefinirbare Macht bannt ihn mit unlöslichem Zauber in den schmierigen Winkel, die Kellnerbuben räumen ab, sie ziehen ihm das Tischtuch weg, sie nehmen ihm Feuerzeug und Untertasse behufs Reinigung, der Hausknecht erscheint mit dem Kehrbesen und der Wasserkanne, man bespritzt seine Beinkleider und fegt den Unrath auf seine Füße, er ist Jedermann im Wege und hört die deutlichsten Anspielungen, aber — er bleibt. Man öffnet Thüren und Fenster, der Zugwind soll ihn vertreiben, er bedeckt sich nur; der bissige Haus- und Wachthund wird von der Kette losgelassen, er ist mit einem Sprunge im Zimmer und beschnuppert den Gast, der Mühe hat, die Bestie abzuwehren, dennoch bleibt er noch, beginnt vielmehr, da der Wirth mit der Addition der „Tafelrechnung“ und des Küchenbuches beschäftigt, ihn auf die buntesten Fragen keiner Antwort würdigt, mit dem „Vice“ ein Gespräch und erzählt diesem seine Erlebnisse beim Vogelfang und seine Abenteuer beim Fischen in der Donau, in der Enns, in der Mürz, in der March. Da schlägt es zwei Uhr und man dreht die letzte Gasflamme ihm vor der Nase ab. So erhebt er sich denn, aber nicht, um schon zu gehen; er hält vorerst beim Wirthe am Schenktische, zündet sich an dem flackernden Kerzenstummel eine frische Cigarre an und fragt, ob nicht „ausnahmsweise“ ein „Stamperl“ Slibowitz zu haben wäre. Auch das wird dem Quälgeist bewilligt; er nippt, er kostet, nickt zufrieden und findet nun die passendste Veranlassung, seine Kenntnisse im Punkte der „Schnäpse“ des Langen und Breiten kundzugeben und namentlich auf den markerlnUnterschied zwischen Oberösterreicher, Croatischen und Syrmnier Slybowitz hinzuweisen. Ob noch ein zweites Gläschen zu haben wäre? Man murrt, aber man gibt es ihm, denn man will den „täglichen Gast“ durch eine Verweigerung nicht „beleidigen“. Nun aber ist's Ernst; das stark decolletirte Dienstpersonal schlüpft in seine schmalen Truhen, der Wirth nimmt den Leuchter, rasselt mit dem Schlüsselbund und gibt somit das Zeichen zum wirklichen Aufbruch, zum thatsächlichen Finale. Schweren Herzens trennt sich der Exmittirte von dem gemüthlichen Stamm-Locale, aber da schon einmal geschieden werden muß, so sei es in Gottesnamen.

Es ist also gelungen, ihn vor die Thür zu setzen, in deren Schloß der Wirth den Schlüssel steckt, und es beginnt das Abschiednehmen: „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht! Kommen S' gut nach Hause!“ Ein Blick nach oben zeigt dem Scheidenden den Himmel in reinster Sternenpracht; weichherzig und für das Schöne und Erhabene nicht unempfindlich, ergreift ihn das herrliche Bild im selben Momente mit wunderbarer Macht, er deutet gerührt nach dem Firmamente und sagt zum Wirth, der eben schließen will: „Ein' Augenblick noch, Herr Haagen! Da schauen S' 'nauf; is das a Nacht! Was! Wie s' den Sirius heut' wieder sauber putzt hab'n! Was? Oder is's die Venus? Na, der Jupiter is's, scheint m'r....warten S', werd's gleich hab'n: da is der große Bär und das is der kleine Bär; dort der Uranus, die Jungfrau, die Zwilling' — i kenn s' ja no alle von da Schul' aus, nur möcht' i wissen, ob das der Sirius is? W-s glauben Sie, Herr Gastgeber?“ Dieser replicirt kurz und bündig: „Ich kenn' mich nur unt' im Keller, aber nit dort oben aus; dafür glaubet ich, daß ma schlafen geh'n sollt'n....is eh bald Drei!“ — „Was, so spät schon? Da kann m'r seg'n, wie die Zeit g'schwind vergeht! Nu, gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“ Und die Thür fällt ins Schloß und die Riegel werden vorgeschoben. „Is das a Arbeit, den Mann hinaus z'bringen! Und alle Nacht dieselbe G'schicht! Wann er nur gar nit mehr kommet! I verbrenn' ja mehr Gas, als was ich an ihm verdien'! Und d' Leut müssen a aufbleiben! Wegen ein' einzigen Gast! Gar kein Einseg'n hat so ein Mensch!“ Mit diesem Entrüstungs-Monologe geht der Wirth zu Bette, und der andere wankt, wenn er nicht noch ein Cafe mit seinem Besuche erschreckt, nach Hause, um am nächsten Abend die gewohnte Weise fortzusetzen.

Nicht so lammsfromm gibt sich sein College und Rivale im „nächtlichen Aufbleiben“, der heißblütigere Weintrinker. Von Natur aus lebhaften Temperaments, wird er mit jedem „Viertel“ oder „Achtel“, das er in langen Zügen verständniß- und weihevoll schlürft, wärmer und wärmer, bis er sich selbst in jene Siedhitze gebracht, wo es für die Umgebung nicht räthlich ist, ihm zu widersprechen oder überhaupt einer andern Meinung zu sein, was ihn, den passionirten Krakehler, allsogleich in die Höhe brächte. Und so geschieht es auch trotz aller Vorsicht der übrigen; der Disput wird heftiger, der Streit ist fertig, der Lärm ein unerquicklicher. Die Vernünftigen entfernen sich und lassen den ungebärdigen Störenfried allein. Allein! Das ist ja eigentlich die Wirze seines Seins! Allein, bei einem guten Tropfen, allein mit seinen Gedanken und Träumereien, wird aus dem Stänkerer und hartköpfigen, ewigen Widerpart der sattsam bekannte wortkarge „stille Zecher“ der nun seine melancholischen Anwandlungen bekommt, Reue über sein voriges ungestümes Benehmen empfindet, gute Vorsätze hegt und in dieser geläuterten Stimmung sich — eine Flasche vom „Bessern“ vergönnt, da man doch nicht wisse, wie lange man noch in diesem schönen Jammerthale fortvegetire. Die „Vergänglichkeit alles Irdischen“ ist das Lieblingsthema seiner Betrachtungen, wenn — diese in die Zeit zwischen 12 und 1 Uhr Nachts fallen. Nun erinnert er sich auch alter Freunde, die er längst überstanden; er gedenkt mit Rührung so manches treuen Kumpanen, mit dem er angestoßen auf „ewige Brüderschaft!“ Wo sind sie alle, die braven Kerle, die famosen Trinker, die treuen Aushalter an seiner Seite? Dahin! Dahin! Das Gefühl übermannt ihn, der Wein kommt in schweren Tropfen aus seinen Augen zurück und perlt in das Glas. Sei es den Todten gebracht! „Franz! geben Sie noch eine her!“

Doch dieser sentimentale Zustand hält nicht lange an, die Krisis ist bald überstanden, der Feuerstrom in seinen Adern beginnt zu rumoren, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und begehrt den Wirth zu sprechen. „Was ist's, Herr Zett, warum sitzt man heute um diese Zeit schon allein bei Ihnen? Ich möchte noch eine kleine „Erlauer“ haben, bleiben Sie da bei mir und plaudern wir Eins!“

Der arme Zett! Er hat den Kopf voll von einem genialen Weinkauf und soll nun das Gesundbader des schwerzüngigen Schwätzers und sogar Rede und Antwort geben. Und so kommen im barockesten Wirrwarr die Gebrechen der Hochquellen-Leitung, die Last der indirecten Steuern, das Wahlrecht der Fünf-Gulden Männer, die Contributionen des ersten Napoleon, die Frostschäden der Osterwoche, Bismarck's Arbeiter-Versorgungs-Programm, der Petroleum-Zoll, die antisemitische Bewegung, die Unverläßlichkeit der Gasmesser, der Rathhauskeller, das Würfelpflaster und hundert andere Dinge auf's Tapet, die der Plauderer nur berührt, um den Discurs in Fluß zu erhalten und — in der traulichen Nische sitzen bleiben zu können. Der letzte Gast!....

Es muß doch ein eigenes Wonnegefühl sein, im Wirthshause so lange bleiben zu können, als es Einem beliebt, oder doch wenigstens bis an die äußerste Grenze der erlaubten Möglichkeit!

Uebrigens haben die eigentliche Qual mit diesen „liebrigen Nachtvögeln“ die Cafetiers auszufechten, an welche die arge Zumuthung gestellt wird, eines „kleinen Schwarzen“ wegen in Geduld abzuwarten, wann es dem Zauderer gefällig sei, endlich sein Heim aufzusuchen. Der letzte Gast! Eine verrufene Erscheinung: in der Bierkneipe langweilig, in der Weinstube bedenklich, im Cafe unausstehlich! Gehaßt und gefürchtet ist jede der drei Species — Gott behüte Einen vor solch' abschreckendem Leumund, da ist's doch noch honoriger, das Renommee zu genießen, täglich früh Morgens der — erste Gast zu sein.

Aus der alten Zeit.

Der blaue Montag hieß vordem der „gute Montag“ und scheint in noch ausgedehnterem Maße als heute gefeiert zu sein. Schon früh kommen Klagen über das Ueberhandnehmen des „guten Montags“ vor. Die Handwerksgesellen in Nürnberg begnügten sich gegen das Ende des 16 Jahrhunderts nicht mehr mit dem bloßen Montag; sie widmeten nicht selten auch die nächstfolgenden Tage der Völlerei und Lüderlichkeit. Freilich stand damals das' deutsche Handwerk und Kunsthandwerk in seiner schönsten Blüthe und arbeitete für ganz Europa. Zur Abwendung der aus solchem Unfug nicht nur für die Gesellen, sondern auch für den allgemeinen Geschäftsbetrieb entspringende Nachtheile erließ der Rath um das Jahr 1550 die Verordnung, daß die Gesellen an den Montagen für ihre Meister die nöthigen Arbeiten verrichten und erst dann, wenn dies geschehen, ihren guten Montag machen, aber vor Vesperzeit (3 Uhr Nachmittags) damit nicht beginnen sollten. In den Wochen, in welchen außer dem Sonntage noch ein oder zwei Feiertage fallen, sollte gar kein guter Montag gemacht werden. Aber auch die Meister waren keine Muster von Mäßigkeit. Sie gingen täglich zu Wein in die Wirthsstuben, wohin ihnen dann ihre Weiber und Kinder nachfolgten. Deshalb wendet sich der Rath in seiner Verordnung auch an sie mit der Mahnung, sie möchten künftig ihren Gesellen mit gutem Beispiele vorangehen. Am Schlusse heißt es: „Und dieweil sich augenscheinlich erfindt, daß dem jetzterzählten der Handwerksgesellen unnothdürftigen und überflüssigen Mißbrauch des guten Montags und ander müßiger Zeit durch ihrer Meister täglich Prassen und zum Wein Gehen bishero mit wenig Ursach gegeben worden, so läßt demnach ein ehrbar Rath dieselben ihre Bürger, die Meister und Handwerker, ganz väterlich und getreulich ermahnen und warnen, daß sie den gemeldeten ihren Gesellen auch anderem Hausgesind in solchem ein guts Exempel fürtragen, sich des übermäßigen Zechens und Weintrinkens in Wirthshäusern, sonderlich an Werktagen enthalten und dermaßen erzeigen wollen, damit Gottes Zorn damit nicht gemehrt, auch Niemand Aergernus geschehen und sonderlich ihre Weib und Kinder von dem lästerlich bösen Gebrauch, ihnen in Wirthshäuser nachzulaufen und der Füllerei auch zugewöhnen, abgezogen und also ihnen allen Nutz und Guts zu Seel und Leib geschafft werde.“

— Originelles Kartenspiel. Eines Morgens sitzt ein Herr in seinem Zimmer und wartet auf seinen Barbier. Statt des Erwarteten tritt ein ganz fremder Mensch herein. „Wer sind Sie? was wollen Sie?“ fragt der Hausherr. — „Ich wünsche Sie zu rasiren, wenn es Ihnen gefällig ist!“ entgegnet der Eingetretene. — „Wie kommen Sie dazu? ich kenne Sie nicht!“ spricht Jener. — — „Das glaube ich wohl“, lautet die Antwort, „ich habe Sie auch erst gestern gewonnen.“ — Man denke sich das Erstaunen des Mannes, als er vernahm, auf welche Weise man über seine Person verfügt hatte. Das Räthsel klärte sich bald. Zwei Barbiergesellen hatten mit einander Karten gespielt. Als der verlierende Theil kein Geld mehr hatte, setzte er gegen den baaren Vorrath seines Collegen einige seiner Kunden ein und verspielte auch diese.

— Von einem sehr bekannten Arzte, Stifter einer neuen Sekte unter den Jüngern Aeskulaps, dessen Kuren ebenso erstaunlich wie theuer zu sein pflegten, lesen wir in einer jüngst zu Paris erschienenen Biographie eine amüsante kleine Anekdote. Der Heilkünstler empfängt eines Tages den Besuch eines steinreichen Lords, welcher ausschließlich ihn zu kon